

Nachdruck verboten.

8]

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Da merkte der Viehhändler wohl, daß er kein schleuniges Geschäft machen könne; aber als ein zäher Mann mochte er nicht zu schnell von seinen Absichten lassen, und er versuchte noch mancherlei.

Der Schormayer gab ihm keine Hoffnung und nahm ihm keine. Er war so lustig aufgelegt wie schon lange nicht mehr, weil er den Trecker, der ihn hatte fangen wollen, so schön an der Angel hielt. Auf seinen Vorschlag kehrten sie in jedem Wirtshause unterwegs ein, und er freute sich an dem schönen Eheglied, das ihm der eifervolle Schmuser ausmalte, und auch daran, daß sich dieser Mensch so ganz umsonst plagte.

Eine halbe Stunde vor Kollbach und an einem Kreuzwege mußte er Abschied nehmen von ihm, und er tat ihm auch da den Schmerz nicht an, seine wahre Meinung zu sagen, sondern ließ alles im Ungewissen und Ausichtsreichen.

„Also, Schormoar,“ sagte der Trecker, indem er mit gläsernen Augen seinen Weggenossen anschaute, also, es bleibt dabei: mir gengan no amal umi auf Weichs.“

„Dös hoast, bal i . . .“

„Nix dal Mir gengan umi, und du padst de Kaltnerin a' samn, sag i dir! Herrgottfaggerament!“

„Is scho recht. Und du gehst jetzt hoam und schlafst dein Rausch aus!“

„Wos Rausch? I hon koan Rausch! Und dös muas sei Wichtigkeit hamn, daß mir auf Nikolo . . . öhal Jetzt hätt' 's mi bald g'riss'n . . . also daß du und de Kaltnerin . . . vastehst? Daß de Kaltnerin und du . . . gel? Alta Spezil Und . . . und . . . woast, i bi dei Freund, und i moan da 's guat, laß da sag'n . . . öhal und auf deina Hozet (Hochzeit) . . . da muas i no tanz'n, und grad luschi muas wer'n, gel? Da hau heral!“

Der Trecker spuckte saftig in die Hand und hielt sie zum Treugelöbnis hin, aber der Schormayer war schon weiter gegangen und in der Dunkelheit seinen Blicken beinahe entschunden.

Da schrie er ihm mit heiserer Stimme nach.

„Schormoar! Paß auf! Auf Nikolo (Nikolaus) gilt 's scho! Mir gengan umi. Herrgottfaggerament . . .“

Er schlug den Weg nach Bettenbach ein und schlug einen Graben nach rechts, wenn er links zu nahe an den Graben gekommen war.

Einmal blieb er noch stehen und horchte, denn es war ihm, als hätte ihm der Freund gerufen; und indem er die Hände vor den Mund hielt, schrie er in die Nacht hinein:

„Wos willst? Goscht d' was g'lagt?“

Es kam keine Antwort und der Trecker ging weiter.

Der Schormayer hatte nichts mehr von ihm gewollt, aber er hatte laut gelacht und mit sich selber geredet.

„Schaugt's no grad den b'uffan' Spizbuam o! Gätt er schmusen mög'n! Ha . . . ha . . . und mit dera Weizzanga!“

Und indem er im Gehen nach dem lärmenden Trecker hinhorchte, schickte er ihm die allerfreundlichste Einladung nach.

### 6. Kapitel.

Ganz nüchtern war der Schormayer selbst nicht mehr, wie er nun am Waldrande dahinging und mit dem Stecken fröhlich an die Baumstämme schlug. Alles, was er an diesem Tage erlebt hatte, war ihm ein rechtes Gaudium gewesen, und seine Fröhlichkeit war nicht trocken gelegen. Wie das schieche Weibsbild einmal grantig und einmal zutulisch gewesen war, und sich gleich gar schon ausrechnete, was sie mit ihren Kindern tun werde! „Für den Fall, daß 's eppas wurd' mit ins zwoa.“ Freilich. Her und am Baum naus! Das hätte er sich ja so gedacht! Ein zuwideres Frauenzimmer aus dem Hause hinaus, und noch das grimmigere dafür herein, und schlechte Tage, einen für den anderen bis zum letzten.

Was sie dem Trecker versprochen haben mußte, daß der gar so härig auf die Heirat wurde? Und wie schnell sich die verstanden hatten! Gan?

Ein paar Minuten war er draußen geblieben, und da waren sie schon einig. Die Limmerischen auch. Für die hätte wohl auch geschwind was abfallen sollen; und der Zahler wäre er, der Schormayer, gewesen. Jetzt hodten sie gewiß noch beieinander und rechneten dem schiechen (häßlichen) Weibsbild vor, was es für ein Glück machen könne auf dem größten Hof in Kollbach mit gutding hundert Tagwerk Grund, sechs Hof und an die vierzig Stück Vieh. Da könnte die Kaltnerin den Hintern gar stolz drehen, wenn sie als Bäuerin in dem aller-schönsten Sach herumginge und alles kommandierte und ihre scharfe Stimme ertönen ließe. Was die sich bloß einbilden! Braucht gar nix, als nur gerade wollen, und das Weibsbild hodte sich mit seinen fünfzehntausend Mark — oder nein, bloß mit der Hälfte! — als Schormayerin nach Kollbach hinein.

Aber das war hernach lustig gewesen, wie er sie alle miteinander zwei Stunden lang an der Nase herumgeführt hatte, und den ganz geschelten Trecker erst recht. „Du muasst it glaab'n daß i was davo hab! Wo mir aus derstt du gnuu ledi bleib'n, und zweg'n dem bin i um koan Pfennig net ärmer.“ Hat sie dir nichts versprochen hinter der Tür, und meinst du, andere Leute sind dümmmer wie du? Du Tröpferl! — Hopp auf! Ein vorspringender Ast streifte dem Schormayer den Hut vom Kopfe, und da war er auch schon am Walde vorbei und stand auf der Höhe oberhalb Kollbach. Er strengte die Augen an und schaute nach der Richtung, wo sein Haus lag. Kein Licht schimmerte darin.

War die Ursula noch nicht daheim, oder lag sie schon im Bett?

Und wenn sie daheim war und nicht ihn und nicht die Zöllbrechtin gefunden hatte, dann mußte sie die Augen aufgerissen haben. Herrgott, sie hätte ihn heute sehen sollen beim Limmer in Weichs, wie sich vier Leute die schönste Mühe mit ihm gaben und ihm wie einem jungen Hochzeiter um den Bart gingen. Bist doch nicht ganz und gar der alte Dabäd! (Narr) und Austragler, der für nichts mehr gut ist auf der Welt! Muß doch noch was sein an dir, wann die Weibsbilder liebeich werden, daß sie dir gefallen! Wer weiß, ob der Brücll Kaspar heute drüben in Arnbach der Ursula so schön getan hatte wie ihm die Kaltnerin, der die Augen glanzig wurden vor hoffnungsvoller Erwartung?

Sawohl, du Schneegans, das hättest du dir nicht einfallen lassen, daß der Vater die Zöllbrechtin hinauswürfe und auf die Brautschau ginge und beim erstenmal ein Weibsbild an der Angel hätte! — Die Vorstellung, wie er heute aber schon auch alle Mitmenschen, und seine Tochter am allermeisten, hinter's Licht geführt hatte, machte den Schormayer immer noch fröhlicher, und er stolperte seelenbergnügt in seinen Hof. Der Hund schlug an.

„Sei stad (still), Ruffell! Kennst d' mi net?“

Da schloß der Schnauz in seine Hütte zurück, und der Bauer holte unter einem Steine den Schlüssel heraus und sperrte auf.

Er tappte schwer in das Hausflöz und tastete etwas unsicher nach der Stubentüre. Jetzt knarrte oben im Gange ein Brett, und ein Licht bligte auf.

„Gö! Urschula, bist as du?“

„Na, i bin 's.“

„Ah, d' Zenzi! Bist du no auf?“

„I bi scho g'leg'n, aba i bin aufg'stanna, wia'r i di g'hört ho.“

„Is na d' Urschula no it dahoam?“

„Na. Sie is no it kemma.“

Zenzi war bis zur Stiege vorgegangen, und da sah sie der Schormayer in Unterrock und Hemd oben stehen; sie hielt ein Kerzenlicht, daß sie mit der Hand gegen den Zug schützte, und der Schein fiel auf ihr Gesicht und die bloßen Schultern. Jrgend etwas trieb den Schormayer dazu, daß er die Stufen hinaufging und nun auf einmal neben der Dirne stand und sie an der Schulter faßte.

„Herrgott, du bist aba g'stellt!“

„Jessas, dös wenn d' Ursula wisset!“

„Was voh denn i auf de auf?“

„Du padst scho auf! Gost d' mi ja de ganz Zeit nimma o'schau'n derfa!“

„A was! Dös is grad a so g'went!“

„Daß 's guat feil Hör auf!“  
 „Tenzi no a neil! Aba du bischt sauber g'wachs'n!“  
 „Hör auf, sag il!“  
 „Sei g'scheit, Madl!“

Dem Schormayer ging der Atem schwer, und die heiße Bier stieg ihm zu Kopf, und er kam ins Ringen mit dem üppigen Frauenzimmer. Da losch das Licht aus.

„Jessas na! Jesh is d' Kirz'n aa no ausganga!“  
 „Was brauch'a denn mir a Liacht?“  
 „Geh abi in dei Stub'n!“  
 „I mag it, und i bleib a mal bei dir!“  
 „Na, dös derstt it!“  
 „Jo, sag il Herrgott wo bischt denn?“

Die Jenzi war ihm entwischt, und er hörte sie auf dem Gange, und da schnappte eine Türklinke ins Schloß, und ein Riegel wurde vorgeschoben.

Der Schormayer tappete im Dunkeln vorwärts. Er tief mit dem Fuße an seinen Stock, den er hatte fallen lassen, und dann suchte er an der Wand, bis er die Magdkammer fand. Die Türe war verschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Idiot.

Von Martin Andersen Nexö.

Am Tage nach meiner Konfirmation sah ich wieder hinter dem Strohschirm und schlug Steinschutt aus dem Haufen, während Vater drüben stand und Material zu Pflastersteinen spaltete. Das Heute glich genau dem Gestern. Ich hatte keinerlei Kagenjammer, die Konfirmation bedeutete keine feierliche Einweihung in eine neue Welt.

Auf einmal legte Vater den Hammer hin und sagte:

„Das beste ist, Du gehst und suchst Dir eine Stelle; denn von nun an mußt Du für Dich selber sorgen.“

Er nickte bedeutungsvoll bei diesen Worten; und obwohl ich für mich selbst zu sorgen gehabt hatte, fast seit ich kriechen konnte, klang es ganz verhängnisvoll — als übertrüge er mir eine schwere, verantwortungsvolle Last und reichte selber den Rücken. Ich packte das Werkzeug zusammen, legte den Strohschirm darüber und schlenderte aufs Geratewohl in den Herbstregen hinaus.

Weit drüben in Poulster kam ich endlich an ein Gehöft, wo sie kein Aufhebens von meiner Schwächigkeit machten und mich als Stallburshen mieteten. Der Hof war ziemlich groß; ich hatte alles Vieh zu besorgen und bekam im halben Jahr zwanzig Kronen dafür. Jetzt verwendet man erwachsene, fertige Männer für diese Arbeit, die für besonders streng und verantwortungsvoll gilt; und von aller Landarbeit wird sie heute am besten bezahlt. Es liegt eine Entwidlung zwischen damals und jetzt!

Ich war klein und dünn; mein Körper hatte sich zu früh darauf einrichten müssen, alles in Arbeit umzusetzen. Dafür konnte ich aber gehörig schuften, war gut trainiert und von zäher Konstitution, ich wurde nicht leicht müde und ging keiner Beschäftigung aus dem Wege. Aber dies hier war trotzdem zu viel für mich. Von drei, halb vier Uhr an jedem Wintermorgen war ich bis gegen neun Uhr abends ununterbrochen tätig; ich erledigte Arbeiten, die stets an der Grenze meiner Kräfte lagen und diese oft überstiegen. Wenn mir nur irgendeine Kleinigkeit mißglückte oder ich nur einen Augenblick in verzweifelter Resignation zusammensank, so häuften die Arbeit sich um mich auf wie ein Berg von Unüberwindlichkeiten. Ich rodeterte mich wahnsinnig ab, um das Versäumte nachzuholen, aber das Vieh war ein gestrenger Herr. Wenn ich die Fütterung nur um fünf Minuten zu spät besorgte, dann erhoben die Tiere ein anklagendes Gebrüll. Und dann verließ der Bauer seine junge Frau und kam herbeigesprungen, um Gerichtstag zu halten.

Es war eine strenge Zeit; aber ich hatte eigentlich kein Mitleid mit mir selbst. Ich ertrug mein Los, wie die Unterdrückten nun einmal ihren Kluch ertragen. Die Umgebung kann man nicht erweichen, darum muß man versuchen, sich dem Leiden gegenüber gefühllos zu machen. Trotzdem erinnere ich mich dunkel an eine Stunde des Aufruhrs. — Eines Tages ging ich im Stall mit einem Strick umher und suchte nach einer Stelle, um mich aufzuhängen. Irgend was kam dazwischen — ich glaube, der Bulle riß sich los; das Ganze hat damals keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht — ich mußte jedenfalls wie bisher mein eigenes Wohl der Pflicht opfern.

Auf einem der Nachbargehöfte wohnte ein Bauer, bei dem das Gefinde es nie lange aushielt. Er arbeitete ungerne und liebte es sehr, gut zu essen und zu trinken; aber denen, die die Arbeit verrichteten, gönnte er keine Mahlzeit und keinen Lohn. Jetzt bewirtschaftete er den Hof mit Hilfe eines armen geisteschwachen Menschen, für den ihm die Gemeinde Kost- und Pflegegeld bezahlte.

Ich kannte diesen Unglücklichen recht gut; in meiner frühen Kindheit war er ein junger, kräftiger Burshen gewesen, der auf Langfahrt unterwegs war. Von Zeit zu Zeit kam er im Winter

nach Hause, fröhlich und übermütig, ganz erfüllt von der Frische von da draußen. Aber einmal kam nur ein Gerücht: er hatte in einem Sturm am Steuer gestanden, das Großsegel hatte sich losgeschlagen, und ein Block hatte ihn auf den Kopf getroffen. Er hätte das Rad fahren lassen und sich in Sicherheit bringen können — das Fahrzeug wäre dann wohl verloren gewesen; aber er hartete auf seinem Posten aus und ließ sich zum Idioten schlagen! So ungefähr erzählte man. Und in diesem traurigen Zustand gelangte er dann auch von draußen in die Heimat zurück, wie ein Wickelkind von Ort zu Ort transportiert. Er konnte nun nicht länger für sich selber sorgen; darum affordierte die Gemeinde und gab ihn zum Mindestgebot ab.

Man sah ihm nichts Besonderes an; er glich einem gewöhnlichen Arbeiter, der abgestumpft ist. Auch reden ließ sich recht gut mit ihm. Aber aus seiner lichten Zeit vor dem Unglück wachte er nichts mehr, und alles auf Erden war ihm gleichgültig, außer dem Brantwein. Die Felder der beiden Gehöfte stießen aneinander, und ich kam oft mit ihm in Berührung. „Sagt Du Brantwein?“ fragte er stets, wenn er mich sah. Ich hätte mir für einen Schnaps eine Handreichung erkaufen können, hatte aber damals meine guten Gründe dafür, den Brantwein zu hassen.

Wenn er nüchtern war, arbeiteten in ihm Bosheit und Lüge, und man bekam Angst; selbst sein Dienstherr fürchtete sich dann vor ihm. Vielleicht regte sich unter seiner Idiotie eine unklare Forderung ans Dasein; und er bedurfte des Alkohols, um dieses Gefühl zu ersäufen. Darum sorgte der Bauer stets dafür, daß Schnaps für ihn vorhanden war. Im übrigen aber behandelte er ihn schlimmer als ein Tier, gab ihm erbärmliches Essen und ließ ihn in einem Winkel im Stalle schlafen. Der Idiot fand sich fröhlich darein, wenn er nur seinen Schnaps bekam. Er war ein starker breitschultriger Burshen und verrichtete die Arbeit von zwei bis drei Mann; es mußte ihm nur jemand einen Stoß geben und ihn in Gang bringen.

Eines Tages hatten wir einen jungen Bullen zum Dampfschiff zu liefern. Das Tier war ziemlich launisch, und weder der Bauer noch der Knecht war darauf verfaßt, es zur Stadt zu schaffen. So bekam ich den Auftrag; ich war ja daran gewöhnt, mit dem Tier umzugehen. Der Bauer war splendid und gab mir für den Rest des Tages frei.

Ich war noch nicht wieder daheim gewesen und war unendlich froh über mein Glück. Alle meine Lieder schrie ich unterwegs in die Lüfte und hielt den Bullen in raschem Galopp, so daß er keine Zeit fand, Böses zu ersinnen. Das Heimweh hatte mich völlig aufgegeben.

Ich lieferte den Bullen ab und lief nach Hause. Meine kleinste Schwester lag auf der Bank; sie bog sich gerade hinab und zog einen Schemel hin und her. Sie starrte mich einen Augenblick an, dann ließ sie den Schemel fallen und brüllte los. Da kam Mutter aus der Küche herbeigestürzt.

„Herrgott, bist Du es, lieber Junge?“ rief sie. „Und wie mager Du geworden bist! Du siehst ja ordentlich böse aus. — Ja, ja, arme Leute müssen früh daran glauben!“ Sie ging rund um mich herum und befühlte mich liebevoll; an ihren schwachen Händen konnte ich merken, daß sie stolz auf mich war, und daß machte mich tapfer.

Vater kam zum Feierabend nicht nach Hause, und wir hatten es sehr gemütlich; Mutter stülte meine Kleider, und wir Kinder schnitten aus alten Spielkarten Schlitten aus, russische Schlitten mit fliegenden Pferden davor, und einem Wolf, der das Reithengst in die Kefle beißen wollte. Weit drüben auf dem Tischrande tauchten noch andere Wölfe auf; und dann fraßen sie den Mann im Schlitten — und die Mutter mit dem kleinen Kinde. Ich vergaß ganz, daß ich nur auf Besuch zu Hause weilte und bald wieder zurück mußte an den Ort der Qual.

Plötzlich stand Mutter erschrocken auf: „Aber Kind, die Uhr geht auf zehn, und Du hast einen weiten Weg vor Dir!“ Fröstelnd sah sie zum Fenster hinaus; die Nacht war pechschwarz und stürmisch, und vom Strande her brüllte die See.

Die Wirklichkeit mit allen ihren Schreden brach heftig über mich herein. „Mutter!“ flüsterte ich und sah sie stehend an. Sie begann zu zittern.

„Herrgott doch! — Ist es denn so böse?“ rief sie verzweifelt. „Und Dein Vater, Kind!“ Mehr brauchte sie nicht zu sagen; ich raffte still meine Sachen zusammen und sagte Lebewohl. Sie stand am Fenster, als ich den Weg entlangtrabte, und lächelte mir — unter Gesichtszugverzerrungen — aufmunternd zu.

Ich hatte nicht die Absicht, zu dem Gehöft zurückzukehren — alles andere lieber als das! Ich lief nur ins Dunkel hinaus, um Mutter zu schonen. Aber irgend etwas lenkte dennoch meine Schritte nach jener Richtung hin; es war wohl das verfluchte Pflichtgefühl, das den Kleinen so tief im Fleisch und Blut sitzt und sie veranlaßt, beständig die Bürde einer Welt auf sich zu nehmen, die nicht um ihre Willen da ist. Ich wollte diesen Weg nicht einschlagen und lief ihn dennoch — leise vor mich hinbrüllend zum Protekt.

Ich lief über eine halbe Meile, ohne irgendwelche Eindrücke zu empfangen; mein Kindersinn war wohl in jenen Betäubungszustand hinübergelitten, der noch immer die einzige Waffe der Unglücklichen gegen Mißhandlung ist. Den Tannenwald und die unheimliche Ballade passierte ich, ohne es zu wissen. Aber dann

weckte mich die Nacht mit ihrer unermesslichen Forderung; ich entdeckte rings um mich die Finsternis und sank in die Knie.

Es gibt Menschen, die das Dunkel lieben, glückliche Unwissende, für die es der große Besänftiger ist, der alles Streitende zur Ruhe bringt. Für mich war das Dunkel stets mit entschlichem Leben erfüllt, verzweifelt habe ich dagegen ankämpfen müssen — namentlich damals, als mein Wissen meine Kräfte überstieg. Schon in meiner Kindheit enthüllte mir das Dunkel ja das, was das Licht verbarg; wie jene chinesischen Mattenlinder, die in den Kloaken aufwachsen, hatte ich die unheimliche Gabe, alles sehen zu können, was sich im Dunkel regt und bewegt. Und nun stürzte diese ganze böse Welt auf mich ein, ich empfand ihre Schreden mit visionärer Stärke und war wehrlos. All das Aufreibende aus meiner Kindheit erhob sich verheert aus dem Dunkel, grotesk und übergewaltig, um mich kleinen Menschenjamern zu verschlingen.

Es war wie ein epileptischer Anfall, meine ganze Person war zu einem Krampfnoten zusammengebrannt, — aber ich lief immer weiter. Der Gedanke an das Gehöft war das einzige lebendig-warme Gefühl in mir, der Hof stand mir jetzt als behaglicher Zufluchtsort vor Augen. — Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß ein Mensch in der Nähe sei; während ich lief, spähte ich ins Dunkel hinein — und da fiel ich schon über einen schweren Körper.

Es war der Idiot; ich erkannte ihn, als ich ein Streichholz abbrannte, er war sternhagelbetrunken. Es war mir unmöglich, ihn wieder auf die Beine zu bringen, und ich ging weiter. Jetzt hatte ich keine Spur von Angst mehr.

Ein paar Schritt weiter traf ich unseren Knecht, der seine Liebste ein Stück Weges begleitet hatte. Er ging mit mir zurück; und es gelang uns, den Idioten auf die Beine zu stellen. Aber es war unmöglich, ihn zu veranlassen, daß er sich von der Stelle bewegte. In seiner Trunkenheit machte er sich schwer und unbeholfen und lallte etwas vor sich hin; sein Kopf hing auf die Brust hinab. Es war mir so, als lallte er: „Mein Brantwein — mein Brantwein.“ Ich fing an zu suchen, während der Knecht ihn aufrecht hielt, und fand am Begrande ein Läger, das drei bis vier Liter enthielt; es war bis obenhin gefüllt. Wie ich die schlimmste Flüssigkeit haßte! Ich war mit meinen schwachen Kräften schon so manches Mal dagegen angestürmt und hatte meine Prügel dafür empfangen, — nun flammte der Saß wieder auf. Ich riß den Pfropfen heraus und ließ den Brantwein in den Straben fließen; der Gestank schlug um mich empor wie der Atem eines Betrunknen und weckte so viele Erinnerungen. Dann hielt ich das Läger in den Graben hinab und ließ es voll Wasser laufen. — „Wo bleibst Du?“ rief der Knecht.

Der Idiot wurde roge, als ich mit dem Läger kam; er wollte es selber tragen und umschlang es fest mit beiden Armen. Aber er konnte sich nicht im Gleichgewicht halten, wir mußten ihn nach Hause schleppen und in sein Loch bringen.

Als wir am nächsten Vormittag beim Frühstück saßen, kam der Bauer vom Nachbarhof zu uns herüber; er sah ganz verstört aus. „Mit dem Andern ist's schlimm!“ sagte er; „er ist ganz wild, und ich habe keine Macht über ihn.“

„Du knauserst wohl mit dem Brantwein. Daran wird's wohl liegen!“ erwiderte mein Brotherr lachend.

„Nein, nein, er hat ein ganzes Läger voll. Aber er will es nicht anrühren. Er geht im Kreise um mich herum und steht aus, als wollte er auf mich lospringen. Und er arbeitet überhaupt nicht mehr.“

Mir wurde heiß um die Ohren. Inseheim hatte ich mich weiblich über meine Tat gestreut — und war nahe daran gewesen, sie dem Knecht zu erzählen. Hätte ich's getan, so wäre es wohl übel für mich abgelaufen.

Mein Brotherr begleitete den Nachbar hinüber, aber sie kamen unberichteteter Dinge zurück. Sie hatten sich dem Idioten nicht zu nähern gewagt. Mit einer Mistgabel bewaffnet, ging er auf dem Hofe umher. Mir graute davor, daß der Verrückte darauf verfallen würde, daß ich es war, der ihm das Dasein unerträglich gemacht hatte, und daß er herüberkommen und mich todschlagen könnte. Alle Augenblicke war ich vor dem Kuhstall und guckte hinüber, bereit, auszunehmen, sobald es nötig wäre. Ich sah ihn drüben mit weitausgehenden Bewegungen in der Luft herumzuführen und konnte ihn rufen hören.

Der Nachbar blieb an dem Tage bei uns; es kamen Leute von verschiedenen Seiten her, und man beratschlagte, was zu tun sei. Es kam die Rede darauf, daß man im Trupp auf den Idioten losgehen und ihn übermannen solle. Aber die Knechte hatten für den Bauer von drüben nichts übrig und wollten nicht mitkun; und die Bauern selber hatten Angst vor dem Irren. So ließ man die Sache bei dem Beschluß, am nächsten Tage die Polizei in der Stadt zu benachrichtigen, ihr Bewenden haben.

Aber in der Nacht steckte der Idiot das Gehöft an, und es brannte bis auf den Grund ab.

Dies ist nur ein Kindheitserlebnis unter so vielen. Damals kam ich mir wie ein heimlicher Verbrecher vor; lange ging ich in beständiger Angst umher, die Obrigkeit werde bei mir als der eigentlichen Ursache des Ganzen Halt machen. Später jedoch hat mein Leben sich, mit der Kinderwelt als Grundlage, geformt und geweitet; und aus vielen Gebieten summieren sich nach und nach meine Erfahrungen, derart, daß der Idiot für mich eine Bedeutung gewann, die über die Einzelerlebnisse hinausreichte.

Ich habe immer gemeint, es müsse ein bestimmter Gedanke darin gelegen haben, daß ich ihm den Brantwein fortnahm und ihn dadurch veranlaßte, den Hof anzuzünden und dem Mißbrauch ein Ende zu machen.

## Der erste elektrische Hochofen.

Die Entwicklung des elektrischen Ofens zielte bisher nur auf die Schaffung einer zur Erzeugung von Stahl brauchbaren Einrichtung ab, während sonstige Gebiete der Hüttentechnik von der Elektrotechnik zunächst nicht berührt wurden. Nach einem ungewöhnlich heftigen Meinungsstreite, der noch bis vor kurzem andauerte und namentlich in Deutschland die interessierten Kreise erregte, ist jetzt die Entwicklung zu einem gewissen Abschluß gelangt; man kam zu der Erkenntnis, daß der elektrische Ofen kein Unibersalinstrument ist und die bisher vorhandenen Ofen keineswegs überflüssig macht, sich hingegen besonders gut zur Herstellung gewisser feiner Stahlsorten eignet. Von den zahlreichen Bauarten dieses Ofens haben sich vier oder fünf eine größere Verbreitung und dauernde Bedeutung gesichert. Sie sind in der Art mehr oder weniger verschieden voneinander, haben sich aber alle im Betriebe gleichmäßig gut bewährt und zeigen somit, daß, wie überall, auch in der Elektro-Hüttentechnik dasselbe Ziel auf mehreren Wegen gleich gut erreicht werden kann. Es wird Sache der weiteren Entwicklung sein, zu zeigen, ob diese aus dem Wettbewerb siegreich hervorgegangenen Bauarten dauernd gleichwertig nebeneinander bestehen bleiben, oder ob sie sich nicht in die mangelrei Aufgaben, die der elektrischen Behandlung des Flußeisens zufallen, wie Erhitzung des Tiegelofens, Nachbehandlung des bereits vorbehandelten Roheisens, oder Erhitzung des Martinofens je nach ihren besonderen Eigenschaften teilen werden. Ein Anfang in dieser Richtung ist bereits dadurch gemacht, daß der elektrische Ofen sich zum Großraumofen für Wassenerzeugung von Stahl zu entwickeln anfängt, aber nur eine oder zwei Bauarten entschiedene Bewegung in dieser Richtung eingeschlagen haben. Da in nächster Zeit die ersten Ofen dieser Konstruktion in Betrieb kommen sollen, wird bald näheres über die Erfolge zu berichten sein.

Während nun noch der Kampf der Meinungen um den Hochofen tobte, hat sich in aller Stille der elektrische Hochofen zur Gewinnung von Roheisen aus Erzen zu einem brauchbaren Betriebsmittel entwickelt. Nach mancherlei mißglückten Versuchen in Kanada und Kalifornien, gelang es in Dammarfvet in Schweden, mit einer neuen Bauart Ergebnisse zu erzielen, die zu guten Hoffnungen berechtigten, allerdings nur für Verhältnisse, die ähnlich denen Schwedens liegen. Hier ist eine sehr billige Betriebskraft in Form der zahlreichen großen Wasserfälle vorhanden, vor allem aber sind die Kofse sehr teuer, und man muß daher vielfach mit Holzkohlen arbeiten; unter diesen Umständen vermag der elektrische Strom den für Hochofenbetrieb erforderlichen Brennstoff zum Teil mit Erfolg zu ersetzen. Darum waren die Versuchsergebnisse von Dammarfvet für die Hüttentechnik Deutschlands, Englands, Belgiens usw. von geringer praktischer Bedeutung, da dieser hier billige Kofse in ausreichender Menge zur Verfügung stehen. Jene Resultate gewinnen aber eine gewisse Wichtigkeit, wenn man sie als Vorstufe einer Entwicklung betrachtet, die vielleicht später zur direkten Gewinnung des Stahles aus den Erzen führt. Gegenwärtige Bedeutung haben sie, außer für Schweden und Norwegen mit ihren teuer arbeitenden, kleinen Holzofen, in Europa nur für Italien, dem ja auch die eigenen Kohlenlager fehlen. Trotzdem scheinen hier die Bedingungen für die industrielle Durchführung der elektrischen Roheisendarstellung ebenfalls nicht gütig zu sein, obgleich Versuche, die angestellt wurden, ein relativ günstiges Ergebnis lieferten. Von den in Betracht kommenden außereuropäischen Ländern hat Kanada über neuere Versuche nichts mehr verlauten lassen, dagegen wurden in Kalifornien mit einem Ofen in Geroult on the Pitt gute Erfolge erzielt. Die Verhältnisse liegen hier zum Teil ganz anders, das Resultat ist jedoch dasselbe. Zwar stellt sich der elektrische Strom nicht so billig wie in Schweden, dafür ist aber das Erz billiger und die Roheisenpreise sind höher, Wertwürdig ist auch, daß man in Kalifornien und in Schweden, trotz beiderseits völlig unabhängigen Arbeitens, als Endergebnis nahezu dieselbe Ofenform gefunden hat. Während man aber aus Kalifornien vom Bau neuer und größerer Ofenformen nichts vernahm, setzte in Schweden und Norwegen sofort nach dem Bekanntwerden der guten Erfolge in Dammarfvet eine äußerst rege Tätigkeit im Bau von größeren Anlagen ein. Die letzten Nachrichten über den Hochofen am Trollhätta sind als wichtiger Meilenstein in der Entwicklung der Roheisenerzeugung auf elektrischem Wege anzusprechen.

Der Ofen steht seit November 1910 in Betrieb, seine äußere Form ist der eines gewöhnlichen Kofsofens ziemlich ähnlich. Er ist 13,7 Meter hoch, wovon 1 Meter auf den Schmelzraum entfällt. Sein gesamter Rauminhalt beträgt 58 Kubikmeter, der des Schmelzraumes 12,5 Kubikmeter; sonach ist er im Vergleich zu den gewöhnlichen Kofsoföfen immer noch sehr klein. Er bringt denn auch in einem Jahre nur zirla 7500 Tonnen Roheisen aus, d. h. etwa 23 Tonnen täglich. Die Elektroden treten durch Öffnungen mit kufsernen Kühlkästen und Abbestäubung unter 65 Grad gegen die Horizontale geneigt in den Schmelzraum ein; dieser ist

Als Gemölbe ausgebildet, in dem die Elektroden in einem Ringraum zwischen Rad und Mauerwerk liegen, so daß sie von der Herabsinkenden und sich ausbreitenden Beschickung nicht beschädigt werden können. Die beim Hochspannungsprozeß sich bildende Gase werden an zwei Seiten der Sicht durch einen Ventilator abgefangt, dann kommen sie in einen Staubsammler und von da aus in eine Ringleitung, die den Schmelzraum umgibt. Sie sollen einmal das Gemölbe kühlen, was sie auch sehr wirkungsvoll tun, so daß es trotz der anfangs gehegten Befürchtungen im Betriebe nie durchgebrannt ist, und andererseits sollen sie die aufgenommene Wärme der Beschickung zuführen, um diese vorteilhaft vorzuwärmen. Der Betriebsstrom wird als Drehstrom von 10 000 Volt Spannung und 25 Perioden sekundlich vom staatlichen Elektrizitätswerk am Trollhätta bezogen und durch Transformatoren auf die niedrige Gebrauchsspannung herabgesetzt. Diese ist variabel in den Grenzen von 50 bis 90 Volt; durch eine besondere Umschaltung kann man auch Spannungen von 100 und 180 Volt erreichen. Die weite Spannungsänderung ist deshalb erforderlich, weil man die Stromzufuhr zum Hochofen nicht wie bei den Elektro-Stahlföfen mit Lichtbogenbetrieb durch einfaches Heben und Senken der Elektroden reguliert, sondern durch entsprechende Einstellung der Spannung. Dies wird erreicht durch Ein- und Ausschalten von Windungen auf der Hochspannungsseite mittels eines besonderen Regeltransformators. Die einzelnen Phasen des sekundären Kreises können auch gleichzeitig mit verschiedenen Spannungen arbeiten, zum Beispiel mit 70 und 80 Volt. Die hier zum erstenmal benutzte Art der Regulierung hat sich vorzüglich bewährt und den Betrieb wesentlich erleichtert.

Einige zahlenmäßige Angaben über den Ofen und seine Betriebsergebnisse werden noch Interesse bieten. Zur Bedienung der gesamten Anlage, zum Brechen und Anfahren des Erzes, Anfahren der Kohle, Abwiegen von Eisen und Schlacke, zum Beschicken, zur Wartung der Elektroden für Schmiede, Schlosser und Elektrikerarbeiten usw. sind insgesamt 27 Arbeiter nötig. Der Ofen wird mit Holzkohlen betrieben, nur zur Zangengebung dient eine geringe Menge Koks. Im ersten halben Jahre war sowohl der Holzkohlen- wie der Stromverbrauch erheblich höher als man erwartet hatte. Jener betrug pro Tonne ausgebrachtes Roheisen zirka 418 Kilogramm, der Stromverbrauch zirka 2400 Kilowattstunden. Gehofft hatte man mit 333 Kilogramm Holzkohle und 2000 Kilowattstunden auszukommen. Die Stromstärke im Ofen betrug zwischen 9700 und 16 800 Ampere. Die vorstehenden Verbrauchszahlen, die sich auf das erste halbe Betriebsjahr beziehen, wurden aber nach einer Mitteilung der „Iron and Coal Trades Review“ späterhin wesentlich unterschritten. Danach wurden für eine Tonne Roheisen nur noch 336 Kilogramm Holzkohle und 1736 Kilowattstunden verbraucht. Allerdings beziehen sich diese äußerst günstigen Ziffern nur auf den Betrieb einer Woche und sind somit nicht als Durchschnittsleistungen zu betrachten; sie sind aber doch so bemerkenswert, daß man mit großer Spannung den Ergebnissen der neuen Ofen von 2500, 3000 und 3500 Ps. entgegensehen muß, die in den nächsten Monaten in Betrieb kommen sollen.

A. H.

## Kleines feuilleton.

### Haushirtschaft.

**Wackpulver.** Liebig berechnete, daß man in Deutschland bei Anwendung von Wackpulver statt Sauerteig oder Gese täglich mindestens 2000 Zentner Brot ersparen könnte. Dieser Verlust entsteht dadurch, daß die Gese 1,5–2 Proz. an Stärkemehl verbraucht. In der Großindustrie wird diese Materialvergeudung auch nicht mehr sehr häufig zu finden sein, da man mit Wackpulver das Ziel, die Bildung von Kohlensäure im Teig, billiger und sicherer erreichen kann. Der Sauerteig und auch die Gese spalten bei der Gärung die Stärke in Alkohol und Kohlensäure, die beide bei der Erhitzung ausgetrieben werden. Die Kohlensäure ist die Veranlassung zur Entstehung der Blasen oder Poren im Gebäck. Die Chemie kennt nun genug Mittel, die zur Erzeugung freier gasförmiger Kohlensäure herangezogen werden können. Die bekannteste Erscheinung ist im häuslichen Gebrauch die Herstellung der Brausewasser oder Brauselimonaden unter Verwendung von kohlensaurem Natron (Vultrichsches Salz) und Essig oder Weinsäure. Das kohlensaure Natron gibt die Kohlensäure frei, sie entweicht und veranlaßt hierdurch das Brausen, während die Wase, das Natron, sich mit dem Essig oder der Weinsäure verbindet. Ähnlich ist der Vorgang auch beim Baden. Wird je die Hälfte des Mehles mit einer bestimmten Menge kohlensaurer oder doppelkohlensaurer Salze vermenget, und die andere Hälfte mit sauren Salzen, so ist, wenn diese beiden Teile durcheinandergemengt werden, der Vorgang derselbe. Die sauren Salze wirken auf die kohlensaurer oder doppelkohlensaurer ein, die Kohlensäure wird frei, und da sie als Gas jetzt Platz braucht, treibt sie überall kleine Bläschen auf, in denen sie sich eirstweilen sammelt. Darum beide Chemikalien im Teig bei richtiger Handhabung gleichmäßig verteilt sind, so muß ein Gebäck entstehen, welches überall gleich porös ist. Außerdem haben die Wackpulver noch den Vorteil, daß man nicht erst manchmal diese Stunden auf das Gären des Sauer-

teiges oder der Gese zu warten braucht, sondern nach Einrühren bald backfertig ist.

### Physikalisches.

**Das Leuchten des Phosphors.** Alle Lichtquellen der Natur, die nicht mit einer entsprechenden Entwicklung von Wärme verbunden sind, geben dem Menschen ein schwieriges, aber wichtiges Rätsel zu lösen auf. Wenn ein Stück Holz oder Kohle verbrannt und dabei Licht entzündet, so liegt die Erklärung als Begleiterscheinung des eigentlichen Verbrennungsvorgangs nahe. Das Licht aber, das von einem Glühwürmchen, von Bakterien oder Pilzen ausgeht, ist auf einem so gewöhnlichen Wege nicht zu verstehen. Zu derselben Gruppe von Erscheinungen gehört ferner auch das Leuchten der verdünnten Gase in einer Geißlerischen Röhre oder das des Quecksilberdampfes in einer der modernen Lampen mit dem auffälligen violetten Licht. Auch in diesen Fällen ist das Leuchten nicht an eine Temperatursteigerung geknüpft. Der natürliche Vorgang, der gewissermaßen als Schulbeispiel seit langem betrachtet worden ist und auch den Namen dafür hergegeben hat, ist das Leuchten des Phosphors. Es scheint freilich leicht verständlich zu sein, denn es beruht nach der allgemeinen Annahme auf einer ganz allmählichen Verbindung des Phosphors mit dem Sauerstoff der Luft. Dennoch ist der Vorgang der Phosphoreszenz etwas verwidelter, als man bisher geglaubt hat. Man kann ein hübsches Experiment damit ausführen. Wenn man eine Glasröhre nimmt und an einem Ende ein Stück Phosphor hineinlegt, so sieht man zunächst das Leuchten verschwinden, wenn die Glasröhre verschlossen wird, da sich dann der Sauerstoff allmählich erschöpft. Es beginnt aber sofort wieder, wenn man die Luft zutreten läßt. Preßt man sie sogar mit einer gewissen Geschwindigkeit in die Röhre hinein, so verbreitet sich das Leuchten in der Röhre und löst sich sogar derart von dem Phosphorstück los, daß dieses dunkel bleibt, während eine leuchtende Säule mitten in der Röhre frei zu schweben scheint. Die leuchtende Säule kann, wenn die Geschwindigkeit des Luftstroms immer weiter gesteigert wird, die Länge von 1/2 Meter erreichen und schließlich sogar über die Röhre hinaustreten. Läßt der Luftstrom nach, so schnell sie sofort wieder auf das Phosphorstück zurück.

Durch diese merkwürdige Erscheinung ist der Physiker Bloch zu der Vermutung gelangt, daß die Verbindung des Phosphors mit Sauerstoff, also seine Oxidation, sich in zwei Stufen vollzieht. In der ersten bildet sich eine nichtleuchtende Verbindung und erst in der zweiten eine höhere, die von der eigentümlichen Lichtentwicklung begleitet ist. Bleibt der Phosphor in unbewegter Luft, so erscheinen beide Stufen der Veränderung gemeinschaftlich, werden aber unter der Einwirkung des Luftstroms in einer Trennung sichtbar, indem der erste Teil des Vorganges auf das Phosphorstück beschränkt bleibt, der zweite leuchtende Teil aber erst in der umgebenden Luft vor sich geht. Nach weiteren Untersuchungen ist das höhere Oxid, an das die Lichterscheinung gebunden ist, die gewöhnliche Phosphorsäure. Uebrigens zeigt sich ein gleiches Leuchten auch beim Schwefel, wenn er auf 250 Grad erhitzt wird, und am Arsenik bei einer noch höheren Temperatur.

### Medizinisches.

**Das Herausnehmen der Mandeln.** Es gilt jetzt als ein allgemein empfehlenswertes Verfahren, bei Kindern, die zu Halskrankheiten neigen, schon im frühen Alter die Mandeln zu entfernen. Das geschieht freilich niemals restlos, da sich daraus bedeutliche Folgen ergeben würden. Durch die operative Verkleinerung der Mandeln aber wird eine Anfälligkeit für entzündliche Erkrankungen erheblich herabgesetzt. Dennoch ist es nicht ratsam, das Herausnehmen der Mandeln unterschiedlos bei jedem Kinde vorzunehmen. Schon der Umstand muß zur Vorsicht mahnen, daß der eigentliche Zweck der Mandeln und ihre Bedeutung für den Körper bisher immer noch unbekannt geblieben ist. Infolgedessen hat Professor Madenzie in Baltimore eine Untersuchung darüber angestellt, nach welchem Gesichtspunkte der Arzt über den Vorteil der Herausnahme der Mandeln zu entscheiden hat. Einerseits werden die Mandeln als Eintritts- und Ausgangspforten ansteckender Keime betrachtet, demzufolge teils als Schutzmittel gegen Erkrankungen, teils als eine Gefahr angesehen; ferner sieht man in ihnen den Sitz oder die Aufspeicherung der weißen Blutkörperchen. Ueber diese Frage müßte erst das letzte Wort gesprochen sein, ehe man über die Ratsamkeit der Entfernung der Mandeln ein endgültiges Urteil fällen könnte. Für das Kindesalter sind die Mandeln nach der Ansicht von Professor Madenzie als Ganzes wichtig. Sie erreichen ihre volle Entwicklung am Ende des ersten Lebensjahres und nehmen vom reifen Alter an ab. Ihre Mitwirkung bei der Entstehung ansteckender Krankheiten ist angeblich sehr übertrieben worden, da die Drüsen der Nase und des Nasenrachenraumes daran einen größeren Anteil haben. In manchen Fällen kann selbst bei verbliebenen Mandeln ihre allmähliche Verkleinerung ohne Schaden von der natürlichen Entwicklung erwartet werden. Besonders widerrät Madenzie die Entfernung der Mandeln bei allen Personen, die in ihrem Lebensberuf auf ihre Stimme angewiesen sind.